

Leseprobe aus:

**Mikael Bergstrand**

# Flucht ins Dunkel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

MITTWOCH  
15. AUGUST

Sie wollte seinem Blick nicht öfter als nötig begegnen und konzentrierte sich deshalb auf den Mund. Auf die schmalen Lippen unter dem albernen kleinen Schnurrbart. Zwei parallele Striche, die auf und ab hüpften. Die Worte glitten einem monotonen, ermüdenden Strom. Es war, als bewegten seine Lippen sich automatisch, als hätte jemand auf einen Knopf gedrückt. Nur wenn er die Lippen hin und wieder mit der Zunge befeuchtete, wurde der Sermon kurz unterbrochen. Er ist sicher nervös, dachte sie.

Sie zwang sich, ihm in die Augen zu sehen und dem Blick für ein paar Sekunden standzuhalten. Um den Schein zu wahren. Er sah ein bisschen ängstlich aus. Ja, tatsächlich. Hinter seiner beherrschten Fassade aus weißem Arztkittel, sorgfältig gestutztem Schnauzer und dem antrainiert mitfühlenden Lächeln saß eine kaum wahrnehmbare Angst.

Die Luft im Zimmer war stickig, da bei dem Tischventilator nur noch die niedrigste Stufe funktionierte. Typisch schwedisch, dass die Klimaanlage des Krankenhauses nicht einmal mit einer simplen Hitzewelle fertigwurde. Und das Reserveaggregat war offensichtlich nicht für diese Abteilung vorgesehen. Das Land des perfekten Mittelmaßes war mit allem überfordert, was vom Üblichen abwich. Nun sollte also ein halb kaputter Tischventilator verhindern, dass sie wegschmolzen wie zwei Eisblöcke in einer Sauna.

Trotzdem irgendwie gut, dachte sie. Jetzt sind wir alle

gleich. Wir schwitzen, egal ob wir Hitzewallungen oder einen Kater haben, Antidepressiva schlucken oder einfach nur unter der Wärme leiden. Die Überlegenheit des Weißkittels verdampft in der schwülen Hitze.

Er redete mit derselben Monotonie weiter, während er an dem Tischventilator herumfingerte in dem aussichtslosen Versuch, dessen Drehgeschwindigkeit zu erhöhen.

«Was meinen Sie? Ist das für Sie in Ordnung?»

Der andere Tonfall des Chefarztes sorgte dafür, dass sie die Frage gerade noch mitbekam. Aber sie wusste nicht, was sie antworten sollte, denn sie hatte vorher nicht zugehört. Vielleicht wollte er nur wissen, wie sie mit der Hitze zurechtkam. Sie musste sich zusammenreißen. Sich konzentrieren.

«Doch, das klingt gut. Aber wie meinen Sie das, was Sie gerade gesagt haben?», fragte sie listig und zwang sich erneut, ihm in die Augen zu sehen.

Der Chefarzt wirkte zufrieden. Vermutlich weil er so mit seinem Vortrag ungehindert fortfahren konnte. Er nahm seine Brille ab und steckte das Ende des einen Bügels in den Mund. Der Anblick ekelte sie, und sie lehnte sich unwillkürlich auf ihrem Stuhl zurück.

«Es ist wichtig, dass Sie die Einnahme des Medikaments fortsetzen. Sie haben darauf angesprochen und ... Was ich damit sagen will, Sie haben die akute Phase Ihrer Depression überstanden, und Sie werden das Leben nun langsam wieder in einem helleren Licht sehen. Nicht wahr?»

Sie nickte und lächelte gezwungen. Zwar hatte er recht damit, dass sie nicht mehr daran dachte, sich umzubringen, aber er hatte nicht die leiseste Ahnung, was in ihrem Innern vor sich ging. Und sie hatte auch nicht vor, ihm davon zu erzählen. Der Chefarzt blätterte in ihrer Patientenakte und wischte sich mit einem karierten Stofftaschentuch über den

Nacken. Es war beinahe unerträglich heiß im Zimmer. Das angekippte Fenster brachte keine Abkühlung, da es draußen genauso stickig war. Auf einer der letzten Seiten hielt er inne, las und nickte langsam.

«Wie ich sehe, machen Sie sehr gute Fortschritte. Aber vielleicht sollten wir die Dosis etwas erhöhen, um keinen Rückschlag zu riskieren. In der ersten Phase nach der Entlassung ist das ganz besonders wichtig.»

Zeit zu protestieren. Aber alles in Maßen.

«Ich bin aber schon seit fast einem Monat aus dem Krankenhaus draußen.»

Sie blickte ihm wieder kurz in die Augen. Ein wenig unterwürfig, damit er dachte, er hielte das Steuer in der Hand. Aus irgendeinem Grund schienen sie das zu mögen, die Weißkittel. Besonders diejenigen, die in der Hierarchie ganz oben standen und sich nicht mit den Patienten befassen mussten, wenn es ihnen richtig schlechtging. Wenn sie von Dämonen besessen waren, sich die Haut aufritzten oder mit dem Kopf gegen die Wand schlugen. Die Halbgötter in Weiß in ihren porentief reinen Kitteln, die immer erst hinterher mit ihren klugen, vernünftigen Resümees kamen, mit ihren zu nichts verpflichtenden und hastig zusammengekritzelten Therapien.

Aber sie hatte sich entschieden. Sie war an keiner Gesprächstherapie interessiert, falls man ihr wider Erwarten eine anbieten sollte. Sie wollte kein hilfloses Opfer mehr sein, keine Ausgelieferte, die darauf wartete, dass andere eingriffen und sie retteten. Prinzen auf weißen Pferden gab es nur im Märchen. Sie hatte vor, auf eigene Faust zu handeln.

Sie atmete schwer in der Hitze, fuhr vorsichtig mit der Hand durch ihren Halbpony und strich sich eine dünne, nasse Haarsträhne hinters Ohr. Sie fühlte, wie ihr der

Schweiß auf der Stirn stand. Aber dann kam ein armseliger Lufthauch vom Tischventilator und trocknete die Schweißperlen für einen Moment. Bleib cool, redete sie sich gut zu. Lass ihm das Gefühl, wichtig zu sein. Geh behutsam vor.

«Ich fände es im Gegenteil viel besser, wenn ich die Dosis ein bisschen reduzieren könnte. Jetzt, wo es mir wieder gut geht und ich meine Probleme endlich erkannt habe», sagte sie.

Der Arzt hatte aufgehört zu lächeln. Er stemmte seine Ellenbogen auf die Tischplatte und stützte nachdenklich das Kinn auf die gefalteten Hände, während er weiter an seinem Brillenbügel lutschte. Genau die Pose, die Wichtig-tuer immer einnehmen, dachte sie.

«Es wird nicht wieder vorkommen», sagte sie mit einer Festigkeit in der Stimme, die sie selbst überraschte. «Ich bin sehr dankbar für die Betreuung hier im Vrinnevi-Krankenhaus und für die Erkenntnis, die ich durch die Gespräche mit Ihnen und den anderen Ärzten auf der Station gewonnen habe.»

Der Chefarzt saß immer noch in derselben Haltung da, zog aber bei ihren schmeichelnden Worten mit einem reflexartigen Zucken die Augenbrauen hoch. Dann räusperte er sich und fuhr mit seiner Rede fort.

«Das freut mich. Und wie ich schon sagte, bin ich auch sehr beeindruckt von Ihren Fortschritten. Aber Sie dürfen die Medikation nicht als etwas Unnormales betrachten. Im Gegenteil, sie ist eine wichtige Unterstützung für Sie. Wir wollen nur, dass es Ihnen gutgeht.»

Ohne Vorwarnung drückte er plötzlich innerlich auf Stopp. Stille erfüllte den Raum, nur der Tischventilator surrte leise. Es war eine Kunstpause, das wusste sie, die Ärzte gerne benutzten, um entweder den Patienten zum Reden zu bringen oder die Gelegenheit zu nutzen, selbst

ihre Weisheiten von sich zu geben. Sie schwieg. Er sollte ruhig weiterreden. Sie würde nur gelegentlich eine kleine Anmerkung machen. Einen demütigen Einwurf, der ihrer Sache diene.

Er schob das Kinn noch eine Idee weiter vor, um Ernsthaftigkeit und Vertraulichkeit zu suggerieren.

«Ich will ganz offen zu Ihnen sein, denn Sie liegen mir wirklich am Herzen. Bei Ihnen kam die Hilfe in letzter Sekunde. Sie hätten sich um Haaresbreite selbst schweren Schaden zugefügt. Es hat nicht viel gefehlt, und Sie hätten Ihren Vorsatz, sich das Leben zu nehmen, in die Tat umgesetzt. Es war ja auch nicht der erste Versuch. Dass Sie nun auf dem Wege der Besserung sind, ist überaus positiv, aber wir sollten in Ihrem eigenen Interesse nichts übereilen. Deshalb möchte ich, dass wir wenigstens noch einen Termin vereinbaren. Kommen Sie in zwei Wochen wieder und bleiben Sie bis auf weiteres bei der bisherigen Medikamentendosis. Sie nehmen vierzig Milligramm Seroxat, ist das richtig?»

Sie nickte und warf einen Seitenblick auf das gerahmte Foto. Es stand etwas schräg auf dem Schreibtisch, sodass sie nicht viel mehr sehen konnte als die Silhouetten der Personen. Aber sie erkannte ihn trotzdem wieder, er stand in der Bildmitte und hatte eine Hand auf die Schulter der Frau gelegt. Auf der anderen Seite neben ihm standen zwei kleinere Gestalten. Papa Halbrott mit Frau und Kindern, dachte sie.

«Anschließend nehmen wir eine Neubewertung vor und besprechen, wie es weitergeht», sagte er und machte ein wichtigtuerisches Gesicht. Verständnisvoll und gleichzeitig so ungeheuer wichtig. Das sind die Schlimmsten, dachte sie, die so taten, als würden sie sich kümmern. Die eine Illusion von Nähe und Vertrauen schufen, aber denen in Wirklichkeit solche Menschen wie sie egal waren.

Sie spielte mit. Nickte wieder, um zu zeigen, dass sie begriff, worum es ihm ging. Und dass sie alles einsah. Das war ein immer wiederkehrendes Mantra in der Psychotherapie. Einsicht, Einsicht, Einsicht. Wenn man den Ärzten oft genug versicherte, dass man alles einsah, wurde man schließlich für gesund erklärt. So war die Logik. «Ich weiß, dass ich verrückt bin, also bin ich nicht völlig krank im Kopf.»

Sie war es leid, auf den Mund des Chefarztes zu starren, und ließ den Blick durchs Zimmer wandern. An der Wand schräg hinter dem Schreibtisch hing ein Poster von einer Südseeinsel. Es zeigte wie üblich Palmen, einen schneeweißen Sandstrand, türkisblaues Meer, azurblauen Himmel und eine glühende orangefarbene Sonne. Alles ebenso berauschend schön wie unwirklich. Sie wusste, welchen Zweck das Poster hatte. Als sie kürzlich mit aufgesperrtem Mund bei ihrem Zahnarzt auf dem Stuhl gelegen und an die Decke gestarrt hatte, war ihr Blick auf ein ebensolches Plakat gefallen. Es hing dort, damit sie und die anderen armen Teufel, die mit Bohrern, Fräsen, Zangen, Spritzen und sonstigen Folterinstrumenten gequält wurden, sich wohl fühlen sollten.

In Wirklichkeit hatte es einen ... wie hieß es noch gleich? Kontraproduktiven Effekt. Denn sobald man ein schönes Poster mit einem Südseemotiv sah, wusste man, dass einem etwas Unangenehmes bevorstand. Wie etwa ein Gespräch mit einem Wichtigtuer von Arzt, bei dem man fast alles von sich preisgab, eine Wurzelfüllung oder ein Termin bei einem dummdreisten Sachbearbeiter einer Jobvermittlung. Sie atmete schwer vor Anspannung und Hitze.

«Es ist wirklich furchtbar heiß heute. Unglaublich, welchen Endspurt der Sommer noch hinlegt», sagte der Chefarzt und lächelte wieder, während er sich den Hals mit dem karierten Taschentuch abwischte.

«Warten Sie, ich hole uns eine kleine Erfrischung.» Er

seufzte demonstrativ, erhob sich und ging aus dem Zimmer. Er kehrte mit einer bauchigen Kanne und zwei weißen Plastikbechern zurück, die er auf dem Tisch abstellte.

«Möchten Sie?», fragte er und schenkte Wasser ein, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ihre Kehle war so trocken, dass es fast schon weh tat. Sie trank in gierigen Zügen.

Er beobachtete sie, das wusste sie. Wollte sehen, wie sie mit der Situation umging, und anschließend seine lächerliche Schreibtischdiagnose stellen.

Ruhig, ganz ruhig bleiben. Wir sind jetzt gleichgestellt. Hinter dem weißen Kittel, dem dummen Schnurrbart, dem falschen Lächeln und den ermüdenden Vorträgen verbirgt sich auch nur ein unbedeutender Mensch.

Dem Weißkittel schien zu gefallen, was er sah und hörte. Er schielte auf seine Armbanduhr. Ihm blieb noch ein wenig Zeit, um weiterzureden. Damit hatte er seinen Teil erfüllt. Anschließend konnte er sie zu den Akten legen und nach Hause zu Frau und Kindern in der Villenidylle fahren. Vielleicht ein Steak auf den Grill legen und sich ein Glas Rotwein einschenken. Konnte sein Familienglück an diesem Spätsommerabend genießen und sie, die Patientin, aus dem Gedächtnis streichen. Aber vorher musste er noch ein bisschen reden. Um seine Angst loszuwerden. Er hat schließlich etwas zu verlieren, dachte sie.

*Ich nicht.*

Sie hörte mit einem halben Ohr seinem monotonen Blabla zu, achtete aber darauf, ihm hin und wieder in die Augen zu blicken. Damit es so aussah, als würde sie jedes seiner Worte in sich aufsaugen.

Die Nachmittagssonne knallte durchs Fenster. Sie sehnte sich, nach draußen zu gehen, und dem Arzt ging es genauso.



Er musste nur noch zum Ende kommen. In diesem Backofen mit dem kaputten Tischventilator fand nämlich ein sogenanntes Kontrollgespräch statt. Die Chefärzte mussten es mit den Patienten führen, um sich von der Verantwortung freisprechen zu können, falls etwas schiefging. In den letzten Jahren hatte es hier in der Psychiatrie des Vrinnevi-Krankenhauses in Norrköping nämlich eine Reihe unschöner Vorfälle gegeben. Suizidgefährdete Patienten waren entlassen worden, nur um auf kürzestem Weg nach Hause zu fahren und sich umzubringen. Überforderte Assistenzärzte hatten Schizophrene kurzerhand in Zwangsjacken gesteckt. Es gab zu wenig Personal, und die Sicherheit der Patienten wurde vernachlässigt. Die Gesundheitsbehörde hatte das scharf kritisiert.

Von alarmierten Gesundheitspolitikern unter Druck gesetzt, hatten die Halbgötter in Weiß Gegenmaßnahmen ergriffen, zumindest auf dem Papier. Man hatte eine Expertengruppe eingerichtet, der psychiatrische Maßnahmenkatalog war aktualisiert worden, und alle wichtigen Mitarbeiter hatten an Fortbildungen teilgenommen. So viele schöne Worte und so viele schöne Maßnahmen, dachte sie.

Er hatte in der Zeitung darüber Rechenschaft abgelegt, und auf dem Foto hatte er mit verschränkten Armen dagestanden, ein idiotisches, unpassendes Lächeln auf den Lippen unter seinem albernem Schnauzer. Als sie den Artikel las, hatte sie erkannt, dass er Angst hatte. Er hatte ja so viel zu verlieren. Seine hohe Position. Seine Autorität. Und am Ende vielleicht auch sich selbst.

Deshalb saß sie nun hier, Dora Brandt, fünfzig Jahre alt, und unterhielt sich mit dem Halbgott in Weiß. Aber das Budget des Gesundheitswesens war knapp bemessen, und sie hatte durchaus erkannt, dass dies in erster Linie eine Veranstaltung fürs Publikum war. Ihr Fall hatte keine hohe Pri-

orität. Sie war nur eine abgehalfterte Künstlerin, die zwei missglückte Selbstmordversuche hinter sich hatte. Das erste Mal hatte sie sich vor acht Jahren umbringen wollen, als Göran sie verließ, und das zweite Mal vor vier Monaten, aus Gründen, die nur sie selbst kannte.

Sie hatte es nicht geplant und auch keinen Abschiedsbrief geschrieben. Eine Affekthandlung im Suff, sie war so betrunken gewesen, dass sie die Tabletten mit dem letzten Rest aus der Weinflasche hinuntergespült hatte.

Er stellte ein Rezept aus und schob es ihr hin. Beinahe absurd komisch, dachte sie, dass er einer Patientin so freizügig Medikamente verschreibt, die versucht hat, sich damit umzubringen. Aber er hatte wohl seine Budgetvorgaben.

Der weiße Chefarztkittel wusste sicher auch, dass es Dora über längere Zeit gutgegangen war. Es war zwar fast vier Jahre her, dass sie ihren festen Teilzeitjob als Bibliotheksassistentin in der Stadtbibliothek aufgegeben hatte, aber sie hatte immer noch Kontakt zu einer Arbeitskollegin von damals. Dora Brandt, eine alleinstehende Frau ohne richtig gute Freunde, außer der Bibliothekarin Erika Andersson. Die liebe kulturinteressierte Erika, die Einzige, die sie noch hatte, seit die Mutter tot war. Erika, die sich um sie kümmerte und sie manchmal zum Essen einlud. Im Sommer vor zwei Jahren war sie sogar mit ihr nach Gotland in Urlaub gefahren, zur Mittelalterwoche. Erika Andersson, Freundin und Ticket in die Freiheit.

«Doch, ich verstehe schon, dass es gut für mich ist, wenn ich den Arztkontakt aufrechterhalte. Aber können wir den Termin vielleicht um ein paar Wochen verschieben? Ich habe nämlich eine längere Auslandsreise geplant», sagte sie.

Zwischen den Augenbrauen des Chefarztkittels in Weiß erschien eine kleine Falte. Er war wirklich ein lausiger Schauspieler.

«Es ist wegen meiner Freundin Erika», fuhr Dora fort. «Sie möchte, dass ich sie nach Berlin begleite. Wir wollen ein Seminar in Kunstgeschichte belegen, und ich habe ja auch wieder angefangen zu malen. Das Studium soll meiner Malerei zugutekommen. Zuerst hatte ich ihr gesagt, dass es wohl zu anstrengend für mich wird, aber sie hat darauf bestanden, und, na ja, mittlerweile freue ich mich schon richtig darauf. Aber ich sehe natürlich ein, dass es mir im Moment ein bisschen zu viel werden könnte.»

Die Falte über der Nasenwurzel des Chefarztes war verschwunden. Er hatte den Köder geschluckt.

«Das klingt doch nach einer wirklich guten Idee. Ich finde, Sie sollten auf Ihre Freundin hören, die Bekanntschaft hat Ihnen ja in all den Jahren recht gutgetan.»

Er verzog den Mund, und nun sah sein Lächeln beinahe echt aus. Er hatte sich informiert und Erika Anderssons positiven Einfluss auf sie aus ihrer Patientenakte entnommen. Dass ihre schlummernde soziale Kompetenz durch den Kontakt mit der Freundin wieder geweckt worden war. Bravo, Doktor Allwissend! Dafür gibt's ein goldenes Sternchen ins Heft!

Die Zeit war um, die Vorstellung vorüber. Der Halbgott in Weiß konnte nach Hause zu seinem Familienidyll gehen. Sie wiederum konnte einen schönen Abgang hinlegen. Auf einer Reise zusammen mit ihrer Stütze Erika Andersson. Auf dem Weg zurück ins Leben.

«Ach, übrigens», fiel dem Arzt ein, als sie sich erhoben, «haben Sie abgenommen?»

«Ja, etwas. Ich bin viel spazieren gegangen und habe weniger gegessen.»

«Das ist toll, wo Sie doch Tabletten nehmen. Es ist ja nicht ungewöhnlich, dass man dann eher ein paar Pfunde zulegt.»

«Danke.»

«Steht Ihnen wirklich gut», fügte er hinzu und lächelte beinahe galant.

Sie verabschiedeten sich mit feuchtem Händedruck. Er sagte noch so etwas wie «Angenehme Reise» und «Vergessen Sie nicht, Ihre Tabletten zu nehmen» und «Falls etwas sein sollte, melden Sie sich». Und dann schielte er auf seine Armbanduhr.

Dora Brandt verließ das stickige Zimmer und schritt den langen Flur mit blankpoliertem Natursteinboden entlang, an den Wänden typische Institutionskunst – kleine Büsten aus Ton und nichtssagende Gemälde mit Vierecken und Strichen. Sie war diesen Weg viele Male gegangen, mit wesentlich schwereren Schritten als heute. Seufzergang hatte sie den Flur früher genannt, der an der Außenwand des großen Krankenhausgebäudes entlanglief und zu verschiedenen Stationen abzweigte. In der Eingangshalle angekommen, betrat sie die Apotheke und legte das Rezept vor, das der Chefarzt ihr gegeben hatte. Sie setzte sich und wartete ein paar Minuten auf ihre Medikamente. Nachdem sie ihre Glückspillen bekommen hatte, ging sie noch rasch in den Zeitungsladen gegenüber und kaufte sich ein Eis. Es war immer noch sehr heiß, aber innerlich fühlte sie sich kühl. Kühl und beherrscht.

Vor dem Haupteingang des Krankenhauses nahm sie den Bus zurück zum Zentrum von Norrköping. Am Hauptbahnhof stieg sie aus und ging in den Järnvägsparken, wo sie eine freie Bank im Schatten fand, ein Stück entfernt von ein paar lärmenden Säufnern. Sie öffnete ihre Handtasche und zog den abgegriffenen Brief heraus, den die Weißkitzel nicht in ihre gierigen Finger bekommen hatten. Dora las ihn zum x-ten Mal. Wort für Wort, fast Buchstabe für Buchstabe, obwohl sie seinen Inhalt auswendig kannte. Immer

noch spürte sie dabei Zorn in sich aufwallen, aber sie hatte gelernt, ihn unter Kontrolle zu halten. Es war ein Zorn, der ihr Nahrung und Kraft gab. Ein Zorn, der ihr hoffentlich helfen würde, ihr Ziel zu erreichen.

Der Brief war von Josefin Mjörner – Schauspielerin, Politikerin und, vor allem, Beschützerin der Kinder. Sie hatte ihr Leben im Ruhestand einer Aufgabe gewidmet: die Ausgestoßenen, Vernachlässigten und Untergetauchten zu retten. Nachdem sie sich mit ihrer neugegründeten Partei in die Politik gestürzt hatte, eroberte sie als Nationalikone ganz Schweden im Sturm. Josefin Mjörner, sie lebte außerhalb von Malmö, war zu einem Symbol für das gute Gewissen geworden.

Dora Brandt holte den anderen Umschlag aus ihrer Handtasche und überprüfte noch einmal den Inhalt. Doch, es war alles da: Geld, Zugfahrkarte, Stadtplan und die Kopie des neuen Mietvertrags.

Ein X2000-Schnellzug aus Stockholm glitt in den Bahnhof von Norrköping, entließ einen Strom von Pendlern und nahm neue Passagiere auf, die nach Süden wollten. Es würden noch mehr Züge kommen. Übermorgen, am Freitag, ging einer um 9.35 Uhr, Ankunft Malmö 12.45 Uhr.

Wie hatte der Weißkittel noch gesagt? Angenehme Reise.

## **DONNERSTAG, 16. AUGUST**

Müde nach einem arbeitsreichen Tag und den Kopf voll widerstreitender Gedanken, betrat sie ihre Küche und blickte auf das Chaos. Wollmäuse tanzten höhnisch über den Fußboden, und der Berg von schmutzigem Geschirr hatte eine solche Höhe über dem Wasserspiegel im Spülbecken erreicht, dass es einfach unmöglich war, noch mehr darauf zu stapeln. Leyla Abdallah seufzte tief und beschloss, endlich etwas gegen das Elend zu unternehmen. Sie schichtete die verkrusteten Teller auf der Spüle übereinander, baute Gläser und Tassen zu hohen Türmen daneben auf und ließ die schmutzig grüne Jauche ab, sodass das Besteck am Boden des Beckens zum Vorschein kam. Die ganze Situation hat etwas Absurdes, dachte sie. Eine achtundzwanzigjährige Frau, die sich um niemanden zu kümmern hatte als um sich selbst und ihre Wohnung, sollte sich nicht wie ein schlampiger Teenager aufführen, der eine Woche sturmfreie Bude hat. Sie sollte genug Disziplin aufbringen, Ordnung zu halten, anstatt ihre lächerlichen Alltagspflichten derart zu vernachlässigen, dass ihre Wohnung über kurz oder lang einem Saustall glich.

Aber es war in der letzten Zeit so viel passiert, so viele Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, so viele Gefühle, die durch den Körper rasten.

Seit sie den Bescheid bekommen hatte.

Sie fühlte sich klein und ratlos. Ängstlich, aber irgendwo

auch seltsam stolz, auf eine Art, die sie bisher nicht gekannt hatte.

Leyla spritzte ordentlich Spülmittel aufs Besteck und ließ heißes Wasser ein. Der üppige Schaum kitzelte an den Händen und machte es ein wenig leichter, mit dem Abwaschen anzufangen. Sie schrubbte die Essensreste mit der Spülbürste ab und spülte mit fließendem Wasser nach. Der Besteckkorb füllte sich langsam, bis er so vollgestopft war, dass sie die letzten Messer mit Gewalt hineindrücken musste.

Danach nahm sie sich die Teller vor. Die gleichförmige, systematische Arbeit gab ihr eine gewisse Ruhe und machte es einfacher, die Gedanken zu sortieren. Der jüngste Streit mit ihrem Freund Tom saß immer noch wie ein Stachel in ihrem Herzen. Sie hatte beschlossen, es ihm zu sagen, und dann lief alles schief. Seine selbstgerechte schwedische Art hatte sie rasend gemacht, und sie hatte geschrien, er solle sich zum Teufel scheren. Die harten Worte waren wie Querschläger von den Wänden zurückgeprallt, hatten sie beide getroffen und blutende Wunden gerissen. Nach einer Woche Abstand war ein Teil des Schmerzes verebbt, mittlerweile konnte sie ihm durchaus mildernde Umstände zugestehen. Sein Frust hatte auch eine gewisse Berechtigung, und er hatte nicht ganz unrecht damit, dass sie ein Feigling war. Aber für ihn war ja auch alles viel einfacher. Tom Wahlgren aus der schwedischen Mittelschicht musste sich nur mit den üblichen schwedischen Vorurteilen seiner Freunde und Bekannten auseinandersetzen. Obwohl er etwas anderes behauptete, würde er niemals ihre Angst verstehen, wenn sie Hand in Hand durch den Kungsparken gingen oder in einem sonnigen Gartenlokal an der Kaipromenade Kaffee tranken. Für ihn war es so einfach, Bedingungen zu diktieren und Forderungen zu stellen. So einfach, sie aufzufordern, «den Stier bei den Hörnern zu packen».